

Jürgen Banscheraus

EMIL FLINKEFINGER

Jürgen Banscheraus

EMIL FLINKEFINGER

Mit Illustrationen
von Max Meinzold



cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super Extra liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2012
© 2012 cbj Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlag- und Innenillustration: Max Meinzold
MI · Herstellung: UK
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-15558-5
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de



Ich kann nicht rechnen. Das können viele Kinder nicht, ich weiß. Aber bei mir ist es besonders schlimm. »Kaum zu glauben, dass du mein Sohn bist«, bekomme ich jeden zweiten Tag von meinem Vater zu hören. »Warum nimmst du dir kein Beispiel an Mathias, Emil? Der rechnet sogar seine Lehrerin an die Wand.«

Mein Vater arbeitet als Mathematiker bei einer Versicherung. Keine Ahnung, was er da genau macht. Jedenfalls scheint es einigermaßen wichtig zu sein, sonst könnten wir uns kein Haus und keine zwei Autos leisten. Der Familienlegende nach war das erste Wort, das mein Vater sprechen konnte, »plus« und das zweite »minus«. Erst an dritter Stelle kam »Mama«.

Vier Jahre lang hat er mit mir Abend für Abend Rechnen geübt, sogar in den Sommerferien. Es war zwecklos, ich hätte es ihm gleich sagen kön-

nen. Aber er hat einfach nicht aufgeben wollen. Ich weiß natürlich, dass $6 \times 6 = 36$ ist. Das kann schließlich die größte Dumpfbacke auswendig lernen. Doch wenn ich mehr als eine Aufgabe rechnen muss, schaltet sich mein Kopf nach spätestens zwei Minuten ab. Und das hat Konsequenzen – vor allem bei Klassenarbeiten und den unangekündigten Tests, die unser Mathelehrer so liebt.

Meine Schwierigkeiten hätten nichts mit Dummheit zu tun, hat der Psychologe gesagt, zu dem mich meine Eltern in ihrer Verzweiflung geschleppt haben. Im Gegenteil, ich wäre eigentlich sogar ein sehr schlauer Junge. Meine Stärken lägen einfach auf anderen Gebieten. Ich hätte zum Beispiel viel mehr Fantasie als die meisten Kinder. Und ein guter Sportler wäre ich auch. Das hat mich ein bisschen beruhigt – allerdings nur bis zum nächsten Tag. Da kriegten wir die Mathearbeit zurück. Unter meinen Rechenversuchen stand eine glatte 6. Mit zwei fetten Ausrufezeichen!

Der geniale Mathias ist im Übrigen mein Bruder. Er ist zwei Jahre jünger als ich. Ich mag den Knaben nicht. Er ist ein elender Klugscheißer und lässt mich das bei jeder Gelegenheit spüren.

Jedenfalls war meine Rechenschwäche die beste Voraussetzung für das, was passierte. Hätte ich

auch nur ein bisschen was mit Zahlen anfangen können, hätte ich wahrscheinlich schon am ersten Tag meiner Flucht einen Nervenzusammenbruch gekriegt. Oder einen Herzanfall. Oder einen Hörsturz. Oder wenigstens Stresspickel, wie sie meine Mutter regelmäßig vor Weihnachten und Urlaubsreisen bekommt. Aber so blieb ich sensationell ruhig und wurde für kurze Zeit zum besten... Doch ich will nicht vorgreifen.

Letzten Endes war wahrscheinlich die blöde Bananenschale schuld. Oder besser: Sie war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Das Fass bin ich: Emil Eriksen, elf Jahre alt, 1,49 groß (morgens!), 35 Kilo schwer (nach Pizza oder Spaghetti!). Also eher mager als rund, wie es sich für ein richtiges Fass gehören würde. Die Farbe und Beschaffenheit meiner Haare erinnert an das Fell eines Straßenköters, leider. Dafür bin ich mit Beinen ausgestattet, um die mich jedes Mädchen beneidet. Elegante Läuferbeine. Olympisch, nennt sie unser Sportlehrer. Anders als mein Mathelehrer kann er mich ganz gut leiden. Wenigstens einer, der mich nicht für einen ausgemachten Schwachkopf hält. Dabei kann ich Geschichten erzählen wie kaum einer. Aber dafür kriegt man normalerweise keine Noten. Leider.

Was ich mit Oleg und seinen Freunden erlebt

habe, habe ich lange für mich behalten. Ich habe gedacht, mir glaubt sowieso niemand – meine Eltern und andere Erwachsene schon gar nicht. Außerdem habe ich mich im Nachhinein für das geschämt, was ich getan habe. Doch jetzt muss die Geschichte raus. Ich muss sie einfach aufschreiben, sonst platze ich. Wenn deshalb die Polizei auf mich aufmerksam werden sollte, habe ich eben Pech gehabt. Aber das überstehe ich dann auch noch.

Alles fing damit an, dass Kasimir starb. Meine Eltern hatten ihn mir zum achten Geburtstag geschenkt. Es dauerte nicht lange und das angebliche Zwergkaninchen entpuppte sich als belgischer Riese. Vielleicht hatte der Tierhändler ja in den falschen Stall gegriffen. Oder er hatte seine Brille verlegt. Oder er wollte sich einen Spaß machen. Jedenfalls konntest du dem Monsterkarnickel beim Wachsen zuschauen. Es hörte erst auf, als Kasimir die Größe eines zwei Monate alten Eisbärenbabys erreicht hatte.

Außer zum täglichen Knuddeln war das Kaninchen für kaum was zu gebrauchen. Trotzdem liebte ich es. Bestimmt lag das auch daran, dass Kasimir bei meinem Anblick niemals seufzte, wie es mein Vater gern tat, wenn wir uns im Haus über den Weg liefen.

Mag sein, dass Kasimir tatsächlich jene eine Möhre zu viel gefressen hatte, die seinen überforderten Magen zum Platzen brachte. Als ich von einer einwöchigen Klassenfahrt nach Hause kam, war der Karnickelbock jedenfalls nicht in seinem Stall. Und unter meinem Bett, wohin er sich gern verkroch, wenn er seine Ruhe haben wollte, fand ich ihn ebenfalls nicht.

»Wo ist Kasimir?«, rief ich.

Sofort kamen meine Eltern angerannt. Ich hatte sie noch nie so schnell laufen sehen.

»Du musst jetzt sehr tapfer sein«, sagte meine Mutter und nahm mich in die Arme. »Dein Kasimir lebt nicht mehr.«

Ich schluckte. »Aber... warum... wieso... Letzte Woche ging es ihm doch noch gut!«

Da erzählte mein Vater die Geschichte von der Möhre und dem geplatzen Magen.

»Wart ihr denn mit ihm beim Tierarzt?«, wollte ich wissen, während mir die Tränen übers Gesicht liefen.

»Beim Tierarzt?«, fragte mein Vater zurück.
»Nein.«

Ich schniefte. »Woher willst du dann so genau wissen, dass Kasimirs Magen geplatzt ist? Vielleicht habt ihr ihn ja verhungern lassen!«, rief ich.
»Wo ist er? Ich will ihn sehen! Und zwar sofort!«

Vielleicht finden es jetzt manche Leute übertrieben, wie ich auf Kasimirs Tod reagierte. Aber ich hatte immerhin fast drei Jahre mit dem gefräßigen Monsterkarnickel verbracht. Da wächst man zusammen, irgendwie. Auch wenn er tot war, wollte ich ihm zum Abschied wenigstens ein letztes Mal übers Fell streicheln. Das war ich ihm schuldig.

Mein Vater wurde blass. »Na ja... äh«, murmelte er. »Weißt du ... äh ...«

Sonst ist er ein geschickter und ausdauernder Redner. An Geburtstagen ist er kaum zu stoppen. Aber jetzt klemmte was.

»Wo ist Kasimir?«, brüllte ich.

»Er... Er ist nicht mehr da«, stotterte mein Vater.

»Und wo ist er?«, fragte meine Mutter. »Du wolltest ihn doch im Garten begraben!«

Die Blässe im Gesicht meines Vaters wich einer sanften Rötung. »Da kam ein dringender Anruf von der Versicherung, wisst ihr«, erklärte er. »Deshalb habe ich den Kasimir, na ja, deshalb habe ich ihn eben entsorgt. Ich hatte einfach keine Zeit, um ihn zu beerdigen. Außerdem war er ja nur ein Kanin...«

»Wo ist er?«, unterbrach ich ihn.

»Also gut, Emil, wenn du es unbedingt wissen

willst: Die Müllabfuhr kam gerade vorbei. Da habe ich ihn schnell zum Restmüll geworfen.«

»Zum...?«

»Restmüll«, wiederholte mein Vater.

»Und den haben die Müllmänner mitgenommen.« Meine Mutter schüttelte angewidert den Kopf. »Was bist du nur für ein Mensch, Peter!«, murmelte sie.

Ich schwieg. Hätte ich was gesagt, hätte mich mein Vater wahrscheinlich auf der Stelle zur Adoption freigegeben. Die Schimpfwörter, die mir in diesem Augenblick einfielen, gehörten allesamt auf die Rote Liste. Die sterblichen Überreste meines armen Kasimir lagen jetzt irgendwo auf einem stinkenden Müllberg, über dem Tausende von gefräßigen Möwen kreisten – das würde mein Vater nie wiedergutmachen können! Ohne ein weiteres Wort verschwand ich in meinem Zimmer und strafte ihn in den nächsten 48 Stunden mit tiefer Verachtung.

Am Abend des zweiten Tages brachte mein Vater ein neues Karnickel ins Haus. Es war schneeweiß, so groß, wie ein Zwergkaninchen sein sollte, und hatte einen schwarzen Punkt auf der Nase.

»Bring's zurück«, sagte ich mit einer Stimme, von der ein Eskimo Frostbeulen gekriegt hätte.

»Für Kaninchen bin ich zu alt. Und raus aus meinem Zimmer!«

Ob Kasimirs unvorschriftsmäßige Entsorgung die Ursache dafür war, dass meine Mutter meinen Vater verließ, kann ich nicht beurteilen. Ganz bestimmt gab es auch noch andere Gründe, von denen ich nichts wissen sollte. Einem Menschen, der tote Kaninchen in den Restmüll warf, war schließlich alles zuzutrauen. Jedenfalls zog meine Mutter genau eine Woche nach Kasimirs Tod aus.

»Wir brauchen mal Abstand, dein Vater und ich«, sagte sie, nachdem sie mir beim Abendessen von ihrem Entschluss erzählt hatte. Mathias war beim Judotraining.

»Warum?«, wollte ich wissen.

»Irgendwie klappt's nicht mehr so richtig mit uns«, antwortete sie.

»Und was sagst du dazu?«, fragte ich meinen Vater.

Er zuckte mit den Achseln. »Meinetwegen braucht deine Mutter nicht auszuziehen.«

Sie schaute ihn nur schweigend an – mit einem Blick, der meinen Vater auf die Bretter geschickt hätte, wären Mamas Augen Fäuste gewesen.

Was ich aus meinen Eltern im weiteren Verlauf des Abends herauskitzelte, übertraf meine

schlimmsten Befürchtungen. Meine Mutter nahm Mathias mit in ihre neue Wohnung, die nur aus zwei Zimmern, Küche und Bad bestand und am anderen Ende der Stadt lag. Mama entschied sich doch tatsächlich für den Klugscheißer und ließ mich bei dem Karnickel-Entsorger zurück! Das war eindeutig Verrat!

Als ich meine Mutter fragte, wieso Mathias und nicht ich, sagte sie, dass sie nicht so gut in Mathematik sei und mein Vater mir einfach besser helfen könne. Außerdem habe mein Bruder Asthma und brauche jemanden, der im Notfall den ganzen Tag für ihn da sei. Mama hat früher mal als Sprechstundenhilfe gearbeitet und kennt sich immer noch sehr gut mit Krankheiten aus. Trotzdem: ein mathematischer Goldgräber und ein mathematischer Blindfisch allein in einem Haus? Wie sollte das bitte schön gut gehen?!

Ging es dann auch nicht. Mein Vater litt entsetzlich – wobei mir nicht ganz klar war, ob er eher meine Mutter vermisste oder den Klugscheißer Mathias. Jedenfalls verpasste er mir aus lauter überschüssiger Liebe eine Mathe-Kur, die uns beide an den Rand des Wahnsinns brachte.

Die Bananenschale war deshalb einerseits meine Rettung vor einem Leben in einer geschlossenen Anstalt für elterngeschädigte Söhne. Ande-

erseits stürzte sie mich kopfüber in einen Strudel von Ereignissen, wie ich ihn mir selbst in meinen verrücktesten Träumen niemals hätte vorstellen können. Wie dem auch sei, seit damals mag ich keine Bananen mehr, was eigentlich schade ist. Bananensplit war mal mein Lieblingseisbecher.





Das Abenteuer begann an einem Freitagnachmittag, etwa vier Wochen nach dem Auszug meiner Mutter. Der Kaninchen-Entsorger arbeitete noch, während ich seit Stunden am Computer mit einem Mädchen chattete, das sich »Pretty Girl« nannte. Ich machte mir nichts vor: Hinter dem Namen konnte sich genauso gut auch ein zwölfjähriger Junge oder ein siebzigjähriger Opa verstecken. Nach ihrer letzten Nachricht »See you, little boy« überkam mich ein unbändiges Verlangen nach Bananensplit. Also fuhr ich den Rechner herunter, steckte mein Portemonnaie ein und lief zum Eiscafé DA BRUNO. Dort kannten sie mich. Als Stammkunde kriegte ich mein Eis, ohne vorher eine Bestellung aufgeben zu müssen.

Ich renne gern, oft einfach nur zum Spaß. So war es auch an diesem Freitagnachmittag. Auf dem Weg zur Eisdiele ließ ich meine olympischen

Beine wirbeln, immer schneller – bis ich zwischen Rathaus und Bahnhof vom Bürgersteig abhob und flog. Kein Scherz, ich flog tatsächlich! Allerdings dauerte der Flug nicht lange, höchstens ein paar Hundertstelsekunden. Dann landete ich un-sanft auf dem Rücken und brauchte eine ganze Weile, bis ich wieder Luft bekam.

Nachdem ich überprüft hatte, dass nichts gebrochen war, rappelte ich mich hoch. Vor mir lag eine Bananenschale, der Albtraum aller Läufer. Gelblich braun und platt getreten wie eine tote Schnecke.

Keine Ahnung warum, aber in diesem Moment gingen in meinem Kopf die Lichter aus. Gleichzeitig stieg eine so unbändige Wut in mir hoch, dass nicht viel gefehlt hätte und ich wäre mit einem lauten Knall zum Himmel hinaufgesaust. Plötzlich hasste ich die ganze Welt, besonders aber Bananenschalen, Mathematik, Väter, Mütter, Brüder, Fußball, Computer und Wirsing mit Hackfleisch.

In der Finsternis meines Schädels leuchtete nur ein einziger Satz, der aber in fetten Großbuchstaben: ICH MUSS HIER WEG! Weg von allen Karnation-Entsorgern und Söhne-Verräterinnen, weg von allen Mathelehrern und Klugschweißern! Also drehte ich mich auf dem Absatz um und sprin-

tete nach Hause – wobei ich diesmal auf umherliegende Bananenschalen achtete. Zu Hause angekommen, riss ich meinen Urlaubsrucksack aus dem Schrank und stopfte wahllos Socken, Hosen, Unterhosen, T-Shirts und Pullover hinein. Dann warf ich noch Zahnbürste und Zahnpasta hinterher. Das Handy ließ ich auf dem Schreibtisch liegen. Ich wollte niemanden anrufen und auch von keinem angerufen werden. Schon gar nicht von meinen Eltern.

Ich war fast aus der Haustür, da fiel mir etwas Wichtiges ein. Gerade eine Rechennull wie ich würde ohne Geld nicht weit kommen. Außerdem wollte ich auf meiner Flucht um keinen Preis auffallen und umgehend zurück nach Hause gebracht werden. Wer bettelte, fiel auf. Und wer in Supermärkten vor lauter Hunger Lebensmittel klaute, auch – vor allem, wenn es sich um einen Amateur wie mich handelte.

Im Geldversteck meines Vaters (ich kannte es seit zwei Jahren, hatte mich aber bis zu diesem Tag noch nie daraus bedient) fand ich 190 Euro, die ich einsteckte. Anders als ich konnte sich der Karnickel-Entsorger jederzeit am Geldautomaten neues Geld ziehen. Meine Armbanduhr zeigte inzwischen halb sechs. Es wurde höchste Zeit, dass ich verschwand.

Zum Bahnhof brauchte ich nicht lange. Ich musste irgendwo weit weg von zu Hause untertauchen – und zwar möglichst, ohne Spuren zu hinterlassen. Also gab ich am Fahrkartenautomaten die größte Stadt ein, die mir in diesem Moment einfiel: Berlin, und dort den Hauptbahnhof. Nachdem ich bezahlt hatte, war noch Geld übrig. Es würde für einige Pizzas und ein paar Flaschen Sprudel reichen. Alles Weitere würde sich finden.

Zehn Minuten später fuhr der Zug los. Ich suchte mir ein leeres Abteil und setzte mich ans Fenster. In meinem Kopf herrschte nach wie vor tiefe Finsternis. Hätte jemand ein falsches Wort zu mir gesagt, hätte ich ihn umgehend aus dem Abteil geprügelt. Ich schwör's!

Von der Fahrt gibt es nicht viel zu berichten. Das Umsteigen klappte reibungslos. Die Schaffner stellten keine dummen Fragen, und die meiste Zeit saß ich allein in meinem Abteil. Einmal hockte sich ein Mann auf den Sitz mir gegenüber. »Wo kommst du her?«, fragte er. »Wo fährst du hin? Wie alt bist du? Interessierst du dich für Fußball?«

Ich antwortete dreimal »Mhm?« und einmal »Nö!«, und er verdrückte sich wieder.

Der Berliner Hauptbahnhof ist riesig und für ein Landei wie mich einigermaßen unübersichtlich. Überall Rolltreppen, Aufzüge, verschachtelte Ebenen, auf denen es mehr Läden gibt als auf der gesamten Hauptstraße bei mir zu Hause. Als mein Zug auf der untersten Ebene einlief, ging es schon auf 22 Uhr zu. Ich traute mich nicht, jemanden anzusprechen und nach einer Übernachtungsmöglichkeit zu fragen. Stattdessen folgte ich den Schildern zum Ausgang Washingtonplatz. Dort standen ein paar Leute und warteten auf ein Taxi oder einen Linienbus.

Eine elfjährige Mathe-Superniete spätabends allein in Berlin – das konnte eigentlich nur in einer Katastrophe enden. Allerdings hinderte mich mein verdunkeltes Hirn daran, mir die Folgen meiner Flucht auszumalen. Ich kam nicht mal auf die Idee, dass sich meine Eltern wegen meines Verschwindens Sorgen machen könnten. Im Gegenteil. Zu diesem Zeitpunkt war ich fest davon überzeugt, dass sie froh waren, mich los zu sein.

Weil mir nichts Besseres einfiel, marschierte ich einfach los in Richtung Bundeskanzleramt, das ich aus dem Fernsehen kannte und das in der Dunkelheit wie ein Raumschiff leuchtete.

Ich war gerade in die Straße Alt-Moabit abgebogen, da hörte ich hinter mir schnelle Schritte.

Im nächsten Moment rempelten mich auch schon drei Kinder an, zwei Jungen und ein Mädchen. Sie waren in meinem Alter und sahen auf den ersten Blick harmlos aus. Ein Junge war strohblond und einen halben Kopf größer als ich. Der andere war schwarzhaarig und wirkte irgendwie viereckig. Das Mädchen hatte rote Haare, einen Pferdeschwanz und eine Zahnsperre. Alle drei trugen Jeans und Sweatshirts.

»Wo willst du hin?«, fragte das Mädchen.

Ich schwieg. In meinem Kaff hatten mich noch nie fremde Kinder angesprochen. Allerdings sind die bei uns auch so selten wie Buschmänner in Alaska.

»Bist du von zu Hause abgehauen?«, fragte sie weiter.

Noch immer schwieg ich. Unauffällig zog ich die Tragegurte meines Rucksacks fester. Sollten die drei die Absicht haben, mich auszurauben, wollte ich es ihnen so schwer wie möglich machen.

»Hast du Hunger?« Das Mädchen griff in seinen Umhängebeutel und holte eine Banane heraus.

Beim Anblick des Sprinter-Killers wurde mir schlagartig schlecht. Und dieses Gefühl löste meine Zunge. »Was wollt ihr von mir?«, krächzte ich.

Der blonde Junge seufzte. »Du von zu Hause abgehauen«, sagte er. Sein Deutsch klang seltsam. Wahrscheinlich kam der Knabe aus Russland oder Polen. Waldemar aus meiner Klasse sprach so ähnlich.

»Woher wollt ihr das wissen?«, rutschte es mir heraus.

Das Mädchen lachte, dass ihre Zahnsperre blitzte. »Wir kennen uns aus. Weißt du schon, wo du heute Nacht bleibst?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du kannst bei uns schlafen«, sagte der vier-eckige Junge, der bisher geschwiegen hatte. Seine Stimme klang weich, als hätte er Watte im Mund.

Jetzt zog der Blonde einen blaurot gestreiften Geldbeutel aus der Hosentasche. Das Licht der Straßenlaternen schien hell, das Portemonnaie kam mir irgendwie bekannt vor.

»Deins«, sagte der Junge und drückte mir den Geldbeutel in die Hand. Hatte ich mein Portemonnaie auf dem Weg hierher verloren? War es mir aus der Hosentasche gefallen, als mich die Kinder angerempelt hatten?

»Damit du siehst, dass wir dich nicht beklaue wollen«, sagte das Mädchen. »Komm!«

Und ich ging tatsächlich mit. Wohin hätte ich auch sonst gehen sollen? In einem Hotel oder

einer Pension hätten die Leute sofort Verdacht geschöpft und die Polizei oder das Jugendamt gerufen. Wahrscheinlich wäre ich zum Schlafen am Ende irgendwo auf einer Bank oder unter einer der Spreebrücken gelandet. Blöderweise hatte ich meinen Daunenschlafsack zu Hause vergessen. In den Nächten wurde es schon verflixt kalt.





Die drei Kinder hausten im dritten Stock eines heruntergekommenen Hinterhauses im Stadtteil Moabit, nicht weit entfernt von der Botschaft Tadschikistans. Die Wohnung bestand aus einem großen Schlafzimmer, einer Wohnküche und einem winzigen Bad mit Dusche.

Der blonde Junge wies mir die Matratze unter dem Fenster zu. Sie war nicht bezogen, für die Nacht gab es nur eine Wolldecke und ein schmales Kopfkissen.

»Ich Oleg«, sagte er.

Dann zeigte er auf seine Freunde. »Paula und Mathieu.«

»Ich heiÙe Emil«, murmelte ich. Ich war hundemüde, mir tat von dem unfreiwilligen Flug, zu dem mich die blöde Bananenschale gezwungen hatte, alles weh. Am liebsten hätte ich mich sofort hingelegt und geschlafen.



Jürgen Banscheraus

Emil Flinkfinger

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband, 112 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-15558-5

cbj

Erscheinungstermin: März 2012

Zwei fiese Verbrecher, ein cleverer Held und rasante Verfolgungsjagden durch Berlin

Emil ist von zu Hause abgehauen und froh, dass er bei Oleg, Paula und Mathieu unterschlüpfen kann. Was die drei ihm erst am nächsten Morgen verraten: Sie sind Taschendiebe und Emil soll ihnen beim Klauen helfen! Warum Emil ihnen trotzdem hilft, wie sie einer gemeinen Jungsbande und zwei Dobermännern entkommen und wer eigentlich wirklich hinter den kriminellen Machenschaften steckt, wird hier natürlich noch nicht verraten ...

 [Der Titel im Katalog](#)